Euskirchener Beobachter

Aus Stadt und Kreis

Die Linden blühen ...

Auf allen Wanderwegen ist Blütenduft und Vogelsang um uns. Die Nachtluft ist erfüllt vom Duft der Linden. Die Kommerner und die Kölner Straße vermitteln ihn uns augenblicklich am stärksten. Herb strebten im Frühling aus jungem Grün die Blütenherzen der Kastanien, heiß duften und leuchten aus Gärten jetzt in prangenden Farben die Rosen, unscheinbar und blaß blüht der Lindenbaum. In weichen, süßen Wogen zieht sein Duft weit über das Land. Er zwingt zum Verweilen, weckt ein seltsames Regen in den Herzen und ein stilles Träumen in der Seele.

Ein Baum deutscher Art wie die Eiche ist die Linde. Symbol der Kraft und des Ausharrens in Sturm und Wetter ist der Eichbaum, Sinnbild der Sehnsucht und des Träumens ist die Linde. Trutzige Kampflieder gehen um den knorrigen Eichbaum von Heimat und Heimweh, von Liebe und Sehnsucht singen die Lieder von der Linde.

„Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum". Auf dem Dorfanger einer fernen Kindheit, an verträumten alten Stadtmauern, mitten auf einem stillen Platz im brausenden Treiben der Großstadt, überall steht der deutsche Baum und blüht in diesen Tagen und duftet so weich und süß, daß die Füße der Wanderer verweilen und in den Herzen Erinnerungen erwecken. „Unter der blühenden Linde ...." Da ging einst in fernen Tagen ein kindheitsfroher Ringelreihen, da fanden sich Hände und Herzen zum gemeinsamen Lebensweg. Und die Linde blühte und streute lichtgrüne Grüße über die brausende Kindheit, über selige Jugend und über wehmütig sinnendes Alter.

Nun werden wieder fleißige Hände im grünen Gezweig die blassen Blüten sammeln. Im Sonnenglanz werden sie dörren und zum kostbaren Tee werden, der seit alten Zeiten ein gepriesenes Heilmittel ist. So reich beschenkt uns die Linde.

Lichtgrün ist ihr Blühen, süß wogt das Duften aus ihren Zweigen. Freude, Erinnerung und Sehnsucht trägt ihr Duft über das Land. Nun hat das Jahr im Wachsen und Werden seinen Höhepunkt erreicht. Voll großem Hoffen ist die Brust geschwellt, voll Erwarten auf den großen Tag, da die Linden wieder blühen werden nach errungenem Sieg. M...

Tanzabend Amica Feickert

Am vergangenen Samstag brachte die NSG. „Kraft durch Freude" ihren vielen Freunden einen unterhaltenden Abend besonderer, man möchte sagen farbenreicher Art, und zwar einen Tanzabend unserer heimischen Künstlerin Amica Feickert und ihrer Gruppe. Unterhaltungen dieses Genres wurden uns hier noch nicht allzu oft geboten und das Interesse dafür bewies das ausverkaufte Haus. Die Tanzkünstlerin ist indessen nicht mehr unbekannt und wir haben schon früher über die Aufnahme ihrer schönen Kunst in Köln und anderen Großstädten die günstigsten Besprechungen gelesen. Sie hat den guten Ruf auch hier bei uns gerechtfertigt, wie die begeisterte Aufnahme bewies. Die Tanzkunst, von einigen vielleicht in ihrem Wesen nicht ganz begriffen, ist die Kunst, durch rhythmische Bewegungen des Körpers in Verbindung mit der Gebärdensprache Gefühle oder Handlungen zum Ausdruck zu bringen. Im ersten Teil kamen unter anderem einige Gruppentänze zur Vorführung wie „Aufschwung" und „Begegnung am Morgen", reizend das „Intermezzo am Hofe" und eine „Tarantella", als Einzeltanz „Das Blümchen". Den zweiten Teil bestritt Amica Feickert allein. Welche Zartheit und Seligkeit in der Ausdeutung von Chopins „Wiegenlied", welche stumme und doch heroische Trauer in Beethovens „Trauermarsch"! Weiter die „Triumphale Vision", „Zarte Blume" und die „Aschermittwochgroteske". Mit einem „Spanischen Tanz" und dem „Rosenkavalierwalzer" klang das farbensprühende Mosaik, in dem Dämonie, Trotz und Leidenschaft, Temperament und Verhaltung, Liebesseligkeit und herbe Trauer, Freud und Schmerz stürmend und drängend oder federnd und schwebend über die Bühne tänzelnd abrollte, aus. Es gab immer wieder stürmischen Beifall und am Schlusse einen Arm voll dunkelroter Rosen. Als Partner am Flügel zeichnete sich sowohl als Begleiter der Tänze wie auch in Einzeldarbietungen Josef Meurers durch ein meisterhaftes Spiel aus. Auch ihm wurde herzlicher Beifall gezollt.

Städt. Mittelschule und Hauptschule Zülpich

Zülpich. Nach dem Tode des Leiters der städt. Mittelschule, Dr. Dormagen, wurden der Studienassessor und Mittelschullehrer M. Heuschen von dem Regierungspräsidenten in Köln mit der vorläufigen Leitung der Mittelschule in Zülpich beauftragt. Der Stellvertr. Leiter ist in Schulangelegenheiten morgens von 11 bis 12 und nachmittags nach Vereinbarung in der Schule zu sprechen. Telefonischer Anruf vorläufig Zülpich 220, Anstreichermeister Weinem, Zülpich, Frankengraben.

Das Verpackungsverbot ist in Kraft

Seit dem 1. Juni ist es dem Einzelhandelskaufmann bis auf wenige Ausnahmen verboten, der Kundschaft die gekaufte Ware zu verpacken. In den Geschäften werden die Käufer durch Plakate darauf hingewiesen. Einige Geschäfte führen auch noch zusätzlich die wenigen Artikel auf, die von ihnen noch weiter verpackt werden dürfen, z. B. in Textilgeschäften seidene Strümpfe, Babywäsche, helle Meterware oder in Lebensmittelgeschäften Fleisch- und Wurstwaren, Zucker, Mehl und ähnliches. Der Kaufmann wird auch sonst bemüht sein, seine Kundschaft möglichst bald mit der Anordnung vertraut zu machen und ihr mit Rat und Hilfe über die entstandenen Schwierigkeiten hinweghelfen. Die Hauptsache ist aber, daß möglichst bald jeder die Verpackung selber mitbringt, damit unnötige und zeitraubende Auseinandersetzungen am Ladentisch vermieden werden.

Gute Leistungen beim Bannsportfest

Mit besten Hoffnungen zu den Gebietsmeisterschaften

Am Sonntag fanden in Euskirchen auf der herrlichen Sportanlage im Erziehungsheim und auf dem Schießstand der Reichsbahn Euskirchen die Bannmeisterschaften 1943 statt. Die Kämpfe begannen schon morgens mit den Vorkämpfen und steigerten sich im Laufe des Nachmittags bis zu den Endkämpfen. Es gab in allen Klassen und in verschiedenen Wettbewerben recht gute Leistungen. Man kann ruhig sagen, daß die Jungen, die den Titel Bannmeister erkämpften, denselben redlich verdient haben; denn die Konkurrenz war sehr stark, und es mußte in verschiedenen Wettbewerben der bzw. die Sieger gelost oder durch Stechen entschieden werden.

HJ.-Klasse A (geboren vom 1. 9. 1924 bis 31. 8. 1926): 100-Meter-Lauf: 1. Sieger und Bannmeister Steffens, Günther (Fähnlein 6) 11,9 Sek.; 2. Trippen, Josef (Gef. 13) 12,8 Sek.; 3. Esser, Konrad (Gef. Mo. I) 12,4 Sek. — 400-Meter-Lauf: 1. Sieger und Bannmeister Esser, Konrad (Gef. Mo I) 58,6 Sek.; 2. Koenigs, Hans-Berndt (Gef. Fl. II) 1:01,7 Min. — 800-Meter-Lauf: 1. Sieger und Bannmeister Esser, Konrad (Gef. Mo I) 2:21,2 Min.; 2. Koenigs, Hans-Berndt (Gef. Fl. II) 2:28,4 Min. — 1500-Meter-Lauf: 1. Sieger und Bannmeister Schmitz, Günther (Gef. Mo I) 4:54,0 Min. — Weitsprung: 1. Sieger und Bannmeister Steffens, Günther (Fähnl. 6) 5,53 Meter; 2. Esser, Konrad (Gef. Mo I) 5,28 Meter; 3. Ney, Fred (Gef. MHJ.) 5,06 Meter. — Hochsprung: 1. Sieger und Bannmeister Ney, Fred (Gef. MHJ.) 1,55 Meter; 2. Braun, Peter (Gef. Mo I) 1,45 Meter; 3. Steffens, Günther (Fähnl. 6) 1,40 Meter. — Keulenweitwurf (500 Gramm): 1. Sieger und Bannmeister Braun, Peter (Gef. Mo I) 62,50 Meter; 2. Münch, Willi (Gef. Mo I) 61,50 Meter; 3. Trippen, Josef (Gef. 13) 56,00 Meter. — Speerwerfen (800 Gramm): 1. Sieger und Bannmeister Braun, Peter (Gef. Mo I) 46,40 Meter; 2. Hoch, Josef (Gef. Mo I) 37,90 Meter; 3. Münch, Willi (Gef. Mo I) 36,50 Meter. — Kugelstoßen (6,25 Kilogramm): 1. Sieger und Bannmeister Münch, Willi (Gef. Mo I) 10,70 Meter; 2. Trippen, Josef (Gef. 13) 10,55 Meter; 3. Braun, Peter (Gef. Mo I) 10,20 Meter. — Diskuswerfen (1,75 Kilogramm): 1. Sieger und Bannmeister Braun, Peter (Gef. Mo I) 33,41 Meter; 2. Münch, Willi (Gef. Mo I) 27,37 Meter; 3. Hoch, Josef (Gef. Mo I) 24,37 Meter. — 4-mal-100-Meter-Staffel ausgefallen. — Fünfkampf (100 Meter, Weitsprung, Hochsprung, Keulenweitwurf, Kugelstoßen): 1. Sieger und Bannmeister Münch, Willi (Gef. Mo I) 2684 Punkte; 2. Fuchs, Mathias (Gef. Mo I) 1904 Punkte.

HJ.-Klasse B (geboren vom 1. 9. 1926 bis 31. 8. 1928): 100-Meter-Lauf: 1. Sieger und Bannmeister Willms, Hans (Gef. Mo I) 12,6 Sek.; 2. Schurily, Heinrich (Gef. 22) 12,7 Sek.; 3. Maaßen, ...

Eine irrige Meinung

Braucht der Wald jetzt keinen Schutz?

Der Wald hat, zumal auf die Städter, eine sehr große Anziehungskraft. In diesem feuchten, kühlen Jahr taucht oft die Meinung auf, daß die Gefahren des Waldbrandes heute ja nicht so groß seien, und daß daher eine kleine Unvorsichtigkeit nicht gefährlich werden könne. Das ist jedoch nicht der Fall. Der Wind trocknet die oberste Schicht des Waldbodens oft aus, und dann fängt er Feuer wie trockener Zunder. Es darf jedoch nicht vorkommen, daß durch geringere Vorsicht immer wieder schwere Waldschäden entstehen und daß durch Leichtsinn und Unachtsamkeit das kostbare Volksgut des Waldes in Gefahr gerät. Man darf auch nicht denken, daß die Mehrzahl der Waldbrände durch ...

Euskirchener Beobachter

Ueberall in unserer Heimat singen nun Sense und Mähmaschine wieder ihr hell klingendes oder ratterndes Erntelied. Im heißen Sonnenbrand des Sommers reiften die Aehrenfelder. Die Zeit emsigsten Schaffens hebt an für den Bauern, der mehr denn andere Volksgenossen im totalen Kriegseinsatz steht. Vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne regen sich Tausende fleißige Hände, die in Wahrheit ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes essen. Ob es stürmt oder regnet, ein Gewitter droht oder schwüle Mittagsglut ..., auf allen Feldern wird unermüdlich gearbeitet. Schaffen ist Lust und lohnt erst das ... Der Krieg erfordert eine Vervielfältigung unserer Ernährung. Gelb liegen die Aehrenfelder. Fast trunken hängen die Köpfe an den Halmen. So schwer sind sie voll der ... Frucht. Juli bedeutet Erntezeit. Die ... löst ihr Versprechen ein und gibt uns ... Segen hundert- und tausendfältig. Die ... Zeit des Jahres nähert sich ihrem Ende. Nach und nach verstummt der Gesang der Vögel. Nur die Nachtigall, die Gartengrasmücke, der Pirol und einige Rohrsänger halten noch ein bißchen aus. In der zweiten Hälfte des Juli fliegen schon die Sommervögel fort. Und dann beginnen die Tage immer kürzer zu werden.

Bauernregeln im Juli

Das Juliwetter wünscht sich der Bauer heiß und trocken, denn „Julregen nimmt den Erntesegen!" und „Im Juli muß vor Hitze braten, was im September soll geraten". Vor allem wünscht sich der Winzer Trockenheit und Wärme: „Sind Juli und August trocken und warm, wird der Winzer niemals arm". Im Juli ist keine Zeit zu verlieren, denn das Versäumte läßt sich nicht wieder einholen. „Wer nicht geht mit dem Rechen, wenn die Fliegen und Bremsen stechen, muß im Winter gehen mit dem Strohseil und betteln: Wer hat Heu feil?" Ist der Himmel dicht mit weißen Wölkchen bedeckt, dann kann man im Winter viel Schnee erwarten. Es gibt noch eine ganze Anzahl von alten Bauernsprüchen, die sich auf den Juli beziehen, denn dieser Monat nimmt nun einmal auf dem Lande eine ganz besondere Stellung ein.

Der Jäger im Juli

Für den Jäger hat im Juli vor allem die Rehjagd begonnen. Aber noch sollen starke und schöne Böcke geschont werden, da erst gegen Ende des Monats die Brunft beginnt, während kümmernde Böcke rechtzeitig zur Strecke gebracht werden sollten, um die Nachzucht nicht zu gefährden. „Ist im Juli das Land reich, so ist das Wasser arm", sagt das Sprichwort. In der Tat bietet der Juli der Fischerei verhältnismäßig wenig, zumal viele unserer schmackhaftesten Speisefische in diesen Wochen laichen und durch die Hitze auch die Beißlust der Fische stark beeinträchtigt wird.

Die Steuerermäßigung für Kinder

Aus Stadt und Kreis

Eine Sauhatz in unserem Stadtwalde'

Das hat's mal gegeben: 1876

Wenn wir heute im schattigen Laubdach unseres Stadtwaldes uns ergehen, oder uns auf einer der vielen Ruhebänke zu beschaulichem Genießen und süßem Nichtstun niederlassen, dann denken nur diejenigen, die schon ein halbes Jahrhundert oder noch länger auf dieser Welt wandern, vielleicht noch daran, wie aus diesem früheren Gestrüpp „Ortholtz" genannt, nach langen Jahren pfleglicher Behandlung erst dieses schöne Erdenfleckchen, heute der Stolz unserer Stadt, gewachsen und geworden ist.

Es soll hier nicht in die Zeiten des Ortholzes als Richtstätte hinabgestiegen werden. Wir brauchen nur die Geschichte aus den 70er Jahren hier sprechen zu lassen, um den Wandel der Dinge leicht zu erkennen. Nehmen wir hierzu als unbestechlichen Zeugen die „Euskirchener Zeitung" aus dem Jahre 1876, welche unter dem 15. September wie folgt berichtet:

Im Ortholz haben Euskirchener Jäger ein ca. 200 Pfund schweres Wildschwein, einen Keiler, erlegt. Daß sich ein Reh in den Stadtwald verirrt, ist erst in einem der vergangenen Winter noch beobachtet worden. Aber ein Borstentier, da muß man schon fast 70 Jahre zurückgehen. Die Wildschweine scheinen damals überhaupt in unserer engeren Heimat sehr stark vertreten gewesen zu sein. Denn aus Antweiler wird vom 7. November wie folgt berichtet: Am verwichenen Donnerstag gegen Abend in der Dämmerstunde ist ganz Antweiler alarmiert worden. Auf einem Grundstück gleich vorm Dorf erschienen drei schwarze Gesellen und gaben sich ans Wühlen. Es waren drei riesig große Wildsauen, die aus dem nahen Holz ihren Weg dahin genommen hatten. Auf das Geschrei eines Mannes, der die Bestien zuerst gesehen, lief das Volk zusammen, bewaffnet mit Stangen, Bohnengerten und Misthacken. Die Tiere liefen eiligst davon, gerieten aber auf ihrer Flucht auf ein großes, frisch umgepflügtes Ackerstück, auf dem sie einsanken und sich nur mühsam fortbewegen konnten. Von den Verfolgern eingeholt, wurden sie ob ihrer Frechheit und Unverschämtheit, so nahe ans Dorf gekommen zu sein, von denselben tüchtig durchgeprügelt und dann in Gnaden entlassen. Sie hatten nichts eiligeres zu tun, als, nachdem sie wieder festen Fuß fassen konnten, im schnellsten Tritt ihrer sicheren Waldeinsamkeit zuzueilen. Man sieht, wie frech das Schwarzwild in unserer Gegend geworden ist.

Zur Illustrierung dieser letzteren Feststellung diene noch die nachfolgende Notiz derselben Zeitung aus dem November 1876 aus Zülpich, wonach es heißt, daß Zülpicher und Füssenicher Jäger in der kurzen Zeit von fünf Stunden auf einem nur fünf Morgen großen Terrain sieben Wildschweine in einem Gesamtgewicht ...

... eignet hat: Wenn man von Euskirchen nach Münstereifel geht, dann trifft man etwa 30 Minuten vor der ersteren Stadt rechts ein Wäldchen, das den Namen Ortholz führt. Dasselbe ist Eigentum der Stadt Euskirchen und gehört also zu deren Jagdbezirken. In diesem Wäldchen hätte am vorigen Freitag eine Mordszene aufgeführt werden können, wie solche außer in Zülpich noch nicht aufgeführt worden ist, wären nur die Zülpicher Jäger bei der Affaire zugegen gewesen. Ein ganzes Dutzend wilde Sauen hatte sich in der vorhergehenden Nacht auf einer dornenreichen Stelle des Wäldchens, nahe an der Chaussee, niedergelassen. Dieselben waren eingekreist. Als gegen Mittag die Nachricht hiervon in die Stadt gebracht wurde, da zogen sie hinaus, die Jäger und Nichtjäger, wohl ein Viertelhundert an der Zahl. Die Flinten waren mit Posten und Kugeln geladen: O weh ihr armen Sauen! — An Ort und Stelle angekommen, umstellte man den ganzen Distrikt in der größten Stille und mit großer Feierlichkeit: Es wurde nur gewunken und nicht gesprochen, denn die Sauen lauschen scharf. Es konnte so gegen 2 Uhr sein, als die Treiber eingelassen wurden. Da knallte oben an der Straße ein Schuß und noch einer und jeder Jäger harrte in der gespanntesten Erwartung, daß bei ihm ein Keiler ausbrechen würde. Da kam die Nachricht von oben herunter, daß 6 Sauen durchgegangen und dem Walde hinter Billig zugetrabt seien. Tod war keine geblieben; das konnte man am Schall aber auch gleich vernehmen, denn die Schüsse haben ganz hohl geschallt. Da nach Angabe der Treiber noch nicht alle Sauen heraus waren, wurde ein zweiter Trieb angeordnet. Abermals die größte Spannung. Jetzt brachen drei Stück dicht hintereinander auf der entgegengesetzten Seite aus dem Busch, ein mächtiger Keiler hatte den Vortrab und zwei ansehnliche Sauen folgten ihm. Sie zogen ganz herrisch auf 25 Schritte an dem Schützen vorbei und dachten, auch der andere sieht uns nicht. Solche Bestien kennen ihre Leute und haben ihre eigenen Gedanken. Vier Schüsse knallten und ein fünfter Schuß, von einem Sonntagsjäger aus dem Hintergrunde losgebrannt, war auch nicht im Stande, die ruhig dahinziehenden Tiere zu erschrecken. — Neun Sauen waren also futsch. Die Jäger kamen nun alle in der Nähe der letzten Fehlschüsse zusammen, und als sie noch berieten über das: was nun? da setzten sich zwei eben aus den Hecken hervorgebrochene Sauen auf etwa 80 Schritte vor sie hin und gafften sie mit lächelnder Miene an; einige Minuten vorher war nämlich „Flinten entladen" befohlen worden und das mußten die Bestien gehört haben. Als Bewegung unter die Jäger kam, da machten die Sauen kehrtum und zogen sich in den Busch zurück. Ein jeder besetzte sofort wieder seine Stelle und siehe da, als wenn sie hätte sagen wollen: „Du sollst und mußt mich töten!" hatte sich eine Sau auf 5 Schritte vor einen der Jäger, der vorher langsgeschossen, hingestellt. Ein Schuß knallte kräftig ins Holz hinein und — die Sau lebt heute noch. — Nach dem zweiten Trieb war ein Jäger von auswärts weggegangen. Diesem ist nahe bei der Stadt auf freiem Felde eine der gehetzten Sauen mit aufgesperrtem Rachen auf 40 Schritte entgegengekommen. O weh du armes Tier. Zwei Schüsse knallten; die Sau, dadurch aufs höchste erschreckt, dankte dem Jäger mit freundlichem Blick für die ihr zu Ehren abgegebenen Salutschüsse und zog sich in ihre inneren Gemächer zurück. Im Ortholz ist bis zum Dunkelwerden noch immer auf die darin gebliebenen zwei Schwarzen Jagd gemacht worden; sie kamen aber nicht mehr zum Vorschein. Der freundliche Eigentümer der Jagd hatte verlauten lassen, daß eine der zu erlegenden Sauen zu einem Festessen für die Jäger zubereitet werden würde: man soll doch nie den Pelz verhandeln bevor man den Fuchs erlegt hat! Ein Teil der Sauen ist durch das naheliegende Dorf Billig gelaufen und von den Einwohnern mit Knütteln und Mistgabeln verfolgt worden. So geschehen zu Euskirchen am Freitag, dem 17. November, im Jahre des Heils 1876.

Inwieweit hier Spott und Ulk und das Jägerlatein dem Schreiber die Feder beeinflußte, läßt sich natürlich nicht mehr feststellen. Denn die Jäger der damaligen Zeit haben in ihren Waidmanns-Erlebnissen früher ein viel glaubfroheres Publikum gehabt als heute. Aber davon abgesehen: sicher ist, daß dieses Wild früher viel zahlreicher in unserer Heimat vertreten war als heute; zum Leidwesen des Jägers, zur Freude des Landmannes. Es ist eben durch die zunehmende Technisierung, Handel und Verkehr „vergrämt" worden und hat sich bei starker Reduzierung in stillere Gründe zurückgezogen. Aber eine Sauhatz im Stadtwalde, das wird sicher heute noch kaum für möglich gehalten, daß es so etwas einmal gegeben hat, und dabei ist das nicht etwa zu fränkischer oder karolingischer Zeit gewesen, sondern vor ungefähr 70 Jahren!

Umsatzsteuertermin: 10. Juli 1943

Wichtige Hinweise für die Umsatzsteuervorauszahlung

Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Termin zur Leistung der Umsatzsteuervorauszahlung bringen wir die nachfolgenden ...

Einzahlung bei der Finanzkasse erfolgt. Wer... gilt bei Barzahlung der Tag, an welchem die Zahlungsmittel (Bargeld oder auch Schecks) übersandt, so ist der Tag des Ein...

... weitere Kosten und vor allem auch unnötige Arbeit, die jeder Steuerschuldner sich und dem Finanzamt ersparen sollte.

Es ist übrigens nicht erwünscht, daß die Vorauszahlungen mit einem besonderen Begleitschreiben an das Finanzamt gesandt werden, da hierdurch nur Papier vergeudet wird und ein unnützer Arbeitsaufwand entsteht. Es genügt, wenn auf dem Zahlungsabschnitt die Steuernummer angegeben wird mit dem Vermerk „Umsatzsteuer-Vorauszahlung für das 2. Quartal 1943".

Die Höhe der Umsatzsteuer beträgt grundsätzlich 2 vH des Umsatzes. Für gewisse Umsätze ist jedoch ein geringerer Steuersatz zu entrichten, z. B. für Großhandelsumsätze 1/2 vH und für Lieferung von landwirtschaftlichen Erzeugnissen in der Regel 1 vH. Auf die Höhe der Umsatzsteuer kann jedoch im Rahmen die...

Neues in Kürze

Gefahren des Tages!

Behandlung von Blindgängern und feindlicher Abwurfmunition

Blindgegangene Stabbrandbomben nicht werfen oder fallen lassen, da bei einem Teil von ihnen in dem Stahlkopf Sprengstoff enthalten ist, der zur Detonation kommen kann. Die Stahlsplitter können tödliche Wirkung haben. Auf keinen Fall dürfen Stabbrandbomben zur Entzündung gebracht werden wegen der dadurch für Menschen und Sachgüter eintretenden Gefährdung. In den Boden eingedrungene Phosphor-Brandbomben unberührt liegen lassen. Der Einschlagkanal hat einen Durchmesser von etwa 15 bis 20 cm. Bei Phosphorgeruch an der Einschlagstelle ist anzunehmen, daß die ...

05EUS2012000021 Westdt. Beobachter 1943 Faktor 20 Sa.

Die rumänische Seele im Kriege

Der am 22. Juni 1941 begonnene Krieg ist in der Geschichte Rumäniens ein epochales Datum. Er gab nicht nur Gelegenheit zu großer militärischer Bewährung, sondern es war Rumänien gleichzeitig dadurch vergönnt, an einer großen europäischen gemeinsamen Aktion teilzunehmen, der sich die rumänische Seele in allen Lagen gewachsen zeigte.

Der Krieg fand in allen Schichten des Rumänentums großen völkischen Widerhall, weil er von vielen Gesichtspunkten aus eine lebenswichtige Bedeutung für Volk und Land hatte. Vor allen Dingen gab er die Möglichkeit, Bessarabien und die Bukowina wiederzuerobern, die Rumänien ein Jahr zuvor entrissen worden waren. Außer dieser völkischen war er auch von religiöser Bedeutung, weil die Rumänen, ein tief im Christentum verwurzeltes Volk, es als eine geschichtliche Aufgabe betrachteten, gegen den atheistischen Kommunismus zu kämpfen. Zum dritten erweckte dieser Krieg das europäische Bewußtsein Rumäniens, d. h. das Verantwortungsgefühl für die Verteidigung der europäischen Zivilisation. Sicherlich fällt die Hauptaufgabe zur Verteidigung Deutschland zu, bedingt durch seine militärische Macht und das Empfinden für diese seine Aufgabe. Rumänien aber stellte sich vom ersten Augenblick ab an seine Seite, selbstverständlich auch sein eigenes Fortbestehen verteidigend, aber auch zu gleicher Zeit seine geschichtliche Aufgabe an der Grenze des Kontinents erfüllend. Der Krieg hatte für Rumänien dadurch eine vielfache Bedeutung.

Ueber alle theoretischen Darlegungen des Krieges hinweg, ist der Widerhall dieses Kampfes in den breitesten Schichten das beweiskräftigste seelische Dokument für seine Bedeutung im rumänischen Volk. Das geht am klarsten und eindeutigsten aus den Frontbriefen der Soldaten hervor, die der Schriftsteller Al. Lascarov-Moldovanu in einem großen Band gesammelt hat, zumal er als Mitarbeiter an der Militärzensur den besten Einblick gewinnen konnte. An ihre Angehörigen gerichtet, sind diese Frontbriefe spontan geschrieben, ohne jede Künstelei und Schönfärberei, die Eindruck machen soll. Im Angesicht der großen Gefahren, die von allen Seiten dräuen, zeigt sich die rumänische Seele, wie sie ist, offen und ohne jeden Falsch. Daher sind diese Frontbriefe der wahrhafteste Niederschlag des seelischen Erlebens dieses Krieges.

Die rumänische Seele im Kriege ist immer und überall von großer Klarheit und Einfachheit. „Meine teueren Kinder“, schreibt ein Bauer, „ich weiß nicht, wohin ich in Kürze gehen werde, denn wir müssen unser teures Land verteidigen, so, wie auch unsere Vorfahren es verteidigt haben“. Ein anderer Bauersmann schreibt: „Mein geliebtes Mädchen, es ist schwer, von einander getrennt zu sein, aber wie stolz werde ich sein, wenn ich wieder nach Hause komme und dann weiß, daß ich zur Vergrößerung meines Vaterlandes beigetragen, und daß ich es von tierischen Horden befreit habe.“

Die religiöse Bedeutung dieses Krieges geht aus fast allen Frontbriefen hervor. „Wenn jemand nach mir fragt“, schreibt ein Offizier, „dann sagt, ich sei gesund und befände mich auf dem großen Kreuzzug gegen den Bolschewismus“. „Ich bin glücklich“, schreibt ein anderer, „daß auch ich an diesem Kreuzzug teilnehmen kann, der gegen den Bolschewismus gerichtet ist, und daß ich für die Verteidigung des Kreuzes kämpfen darf.“ „Ich hatte auch davon gehört“, schreibt ein Bauer, „daß die Bolschewiken aus den Kirchen Theater gemacht hätten, aber ich habe es nie glauben können; nun aber habe ich es mit meinen eigenen Augen sehen können, daß sie wirkliche Bolschewiken sind, die nicht an Gott und das Kreuz glauben, und ich werde nicht eher nach Hause kommen, bevor wir nicht mit diesen heidnischen Horden aufgeräumt haben.“

Die Verwundeten in den Lazaretten klagen nicht. Sie sprechen wenig von ihren Leiden und von sich selbst, und suchen viel mehr die Daheimgebliebenen zu ermutigen, als über ihre Schmerzen zu klagen. „Ich liege verwundet im Lazarett“, schreibt ein Unteroffizier, „aber nur leicht verwundet (so schreiben sie alle). In kurzer Zeit werde ich wieder ganz gesund sein. Freut Euch, daß wir den Feind besiegt haben, und daß Bessarabien und die Bukowina von neuem in unseren Händen sind, und mit Gottes Hilfe werden wir bald von neuem wieder vereint sein.“ „Meine lieben Brüder“, schreibt ein anderer, „ich teile Euch mit, daß ich im Lazarett liege, an der rechten Hand verwundet, es ist aber nicht so schlimm. Ich schreibe Euch, damit Ihr von mir Nachricht habt, aber seid nicht betrübt, es ist nun mal so, wir müssen alle unsere Pflicht für unser Land tun.“ „Mein Aerger ist groß“, meint ein anderer, „daß ich nicht schneller wieder gesund werde, um wieder an die Front zu gehen und mich zu rächen.“

Ihrer Pflicht gegen ihr Vaterland sind sie immer ganz nachgekommen, diese ungenannten Helden, genau so wie ihre im Dämmergrau der Geschichte untergegangenen Vorfahren. Mit einer großen inneren Sicherheit, die ihren Ursprung im Glauben hat und in ihrer Liebe zur Scholle, haben diese einfachen, intelligenten Bauern an den Grenzen Europas im Kampf gegen den Ansturm gestanden, ohne Ritterschmuck und ohne in Balladen und Liedern besungen zu werden. Sie haben gekämpft, ohne Anerkennung zu verlangen, oder Belohnung zu erwarten. Immer, wie auch im jetzigen Kriege, handelte das rumänische Volk in moralischem Sinne. An seine Fahnen ist nicht nur die Erinnerung an die Schlachten am Pruth, am Dnjestr, von Odessa, der Krim, von Sewastopol, Stalingrad und am Kuban geheftet, an diese Entscheidungsschlachten, an denen es reichen Anteil genommen hat, sondern es ist auch ideell an diesem Kriege hervorragend beteiligt und hat in seinen Annalen leuchtende Seiten des Ruhmes, der höchsten Selbstverleugnung, und der tiefsten Erkenntnis seiner nationalen und europäischen Aufgabe geschrieben.

Bucur Tincu

Sturzkampf schon 1916

Vor 25 Jahren der erste Luftangriff auf Panzer

Der heutige Generaloberst und Ritterkreuzträger von Greim, der 1914 mit dem 8. bayerischen Feldartillerie-Regiment ins Feld gerückt war, ließ sich bereits 1915 zum Flieger ausbilden, wurde 1917 Führer der Jagdstaffel 34 und erhielt als Führer einer Jagdgruppe die gesamten Jagdverbände im Bereich der 2. Armee unterstellt. Er schoß im ersten Weltkriege 28 Gegner ab und wurde mit dem Pour le mérite und dem mit dem persönlichen Adel verbundenen bayerischen Militär-Max-Joseph-Orden ausgezeichnet. Der damalige Oberleutnant Greim und sein Waffen- und Kampfgefährte Vizefeldwebel Pütz waren die ersten Flieger in der Kriegsgeschichte, die von der Luft aus Panzer bekämpften und sie mit ihren Bordwaffen erledigten.

Es war in den frühen Morgenstunden des 23. August 1918. Seit Tagen tobte die zweite Abwehrschlacht an der Somme, die am 15. August mit dem Einbruch starker britischer Panzergeschwader begonnen hatte. Die deutsche Linie bestand nur noch aus einer unregelmäßigen Kette von Schützennestern, letzten Reserven der ausgebluteten Armee, die den Durchbruch abzuriegeln versuchten.

Ueber das Schlachtfeld, das von undurchdringlichem Qualm verhüllt und von dichten Schwaden künstlichen Nebels überwälzt war, jagten die beiden Einsitzer des Oberleutnants Greim und des Vizefeldwebels Pütz, um gemeldete feindliche Schlachtflieger, die den Angriff unterstützten, zu bekämpfen. Doch der Gegner war nicht sichtbar.

Zäh und verbissen flogen die beiden Jagdflieger, oft tief herunterstoßend und mit ihrem MG-Feuer die britischen und französischen Sturmtruppen bekämpfend, die alte Römerstraße bei Proyart auf und ab. Plötzlich sahen sie unter sich, kaum erkennbar durch Rauch, Staub und Qualm, zwei feindliche Panzer auftauchen, die, unbehindert durch das schwere Granatfeuer, gegen die deutschen Schützennester vorstießen.

Es war nur ein kurzes Ueberlegen: wie greift man die nach allen Seiten feuernden Ungeheuer an? Von vorn, von hinten, von der Seite? Wird die Panzermunition der MG-Bordwaffen etwas ausrichten? Noch fehlte jede Erfahrung für einen solchen Kampf, aber alles mußte versucht werden, um den verzweifelt ringenden Infanteristen Entlastung zu bringen.

Dann geht Oberleutnant Greim zum ersten Luftangriff gegen Panzer herunter. Er greift die Breitseite eines der hochgebauten Kolosse an. Vizefeldwebel Pütz nimmt sich in gleicher Weise den zweiten Panzer vor. So stoßen sie durch den Schwall von Qualm, Staub und Feuer auf die beiden stählernen Ungetüme. Knatternd jagen die Feuerstöße aus den Läufen. Sofort setzt ein verheerendes MG-Feuer aus den Tanks als Antwort ein. Augenblicke nur können die beiden Jäger über den Boden fegen, es reißt und fetzt in den Tragflächen von den Treffern der Abwehr, sie müssen wieder hoch. Unbekümmert walzen die beiden Panzer weiter, während die beiden Jäger sie oben wie Raubvögel umkreisen.

Es muß anders gemacht werden, überlegt der Oberleutnant, man muß sie plötzlich und direkt von oben packen, senkrecht auf sie zustoßen — Sturzflug, ein damals noch unbekannter Begriff.

Gas weg! Die Maschine wird auf den Kopf gestellt, stürzt sich aus 500 Meter Höhe senkrecht abwärts, feuert aus beiden Gewehren in höllischer Fahrt. Die Streben und Holme ächzen, die durchlöcherten Tragflächen vibrieren, aber sie halten aus, als die Maschine dicht über dem Ziel durchzieht und mit voller Motorenkraft wieder hochsteuert. Schwer getroffen bleibt der Panzer liegen.

Pütz macht denselben Sturzflug. Auch er gelingt. Der zweite Panzer ist ebenfalls erledigt.

Oberleutnant Greim konnte berichten: „Eine neue Möglichkeit war gewonnen, unsere schwer ringende Infanterie gegen die stärksten Träger der mit Uebermacht geführten Angriffe zu unterstützen.“

Otto Riebicke

Front hinter der Heimat

Br. In der Kundgebung im Berliner Sportpalast bewies Reichsminister Speer an Hand von Zahlen das ungeheure Ansteigen der Leistungen unserer Rüstungsindustrie und bezeugte damit die große Einsatzbereitschaft der Heimat im vierten Kriegsjahr. Mit welcher Aufopferungsfreudigkeit die Heimat am Werk ist, wie groß vor allem das Verständnis unserer Schaffenden für die Notwendigkeit ihres Einsatzes ist, kann erst die Schilderung von Einzelleistungen ganz lebendig machen, wie nachfolgende Beispiele zeigen:

Es war im März 1942. Verschiedene an der Ostfront kämpfende Truppenteile waren durch einen Flußlauf von den Nachschubstraßen getrennt. Es bestand die Gefahr, daß die Truppe — falls Tauwetter einsetzte — nicht mehr versorgt werden konnte. Also mußten schnellstens fünf Seilzuggeräte beschafft werden, um den Fluß zu überspannen. Ein bekanntes Werk wurde mit der Herstellung betraut, die Lieferung mußte in vierzehn Tagen erfolgen! Die Aufgabe in dieser kurzen Zeit zu leisten, erschien zuerst unmöglich. Nachdem aber die Gefolgschaft Kenntnis von der Lage der Dinge bekommen hatte, arbeitete sie fast ohne Unterbrechung 20 Stunden, an besonderen Engpässen 24 Stunden und mehr hintereinander. Es gelang, in dem kurzen Zeitraum von 14 Tagen die verlangten fünf Geräte zu liefern.

Ende 1942 ein ähnlicher Fall: Unsere Truppen zogen sich aus dem Kaukasus in Richtung Krim zurück. Es galt, schnellstens die Landenge von Kertsch zu überbrücken. Die O. T. erhielt die Aufgabe, eine Seilbahn zu beschaffen. In einem deutschen Werk befand sich gerade die brachliegende Seilbahn eines chinesischen Kunden. Sie war jedoch vollständig überholungsbedürftig, Zusatzteile fehlten, die erst neu gearbeitet werden mußten — und die gestellte Frist lautete acht Tage. Es war Samstagnachmittag. Alle laufenden Arbeiten waren unterbrochen. Die Gefolgschaft wurde zusammengerufen und über Zweck und Aufgabe der Seilbahn unterrichtet. Daraufhin begab sich der größte Teil der Gefolgschaft — nach einer zweistündigen Pause — wieder an die Arbeit und stand den ganzen Samstag, die Nacht zum Sonntag und den ganzen Sonntag hindurch im Betrieb! Bereits am vierten Tag konnte die erste größere Sendung auf den Weg gebracht werden.

Aehnliches kann man immer wieder erleben. Niemals wird die Gefolgschaft, sofern ihr die Notwendigkeit der beschleunigten Aufbringung klar gemacht wird, versagen. Der Gedanke, mit ihrer Arbeit das Leben der Kameraden draußen zu retten oder ihre Lage zu erleichtern, wird sie zu gleichen Leistungen befähigen wie sie unsere Soldaten an der Front in schwierigen Lagen vollbringen. Welch schönes Bewußtsein für die Heimat, welch stärkendes Bewußtsein für die Männer an der Front!

Schiffsjungen werden Vollmatrosen

Die Berufserziehung unseres seemännischen Nachwuchses

Unsere deutschen Seeleute gehörten in fachlicher Beziehung anerkanntermaßen schon immer zu den besten der Welt. Vom Standpunkt unserer Weltanschauung aus betrachtet ist aber das fachliche Wissen und Können allein nicht ausschlaggebend. Unsere nationalsozialistische Berufserziehung will den Nachwuchs nicht allein fachlich zur Höchstleistung bringen, sondern sie will den ganzen Menschen erfassen. Unsere Berufserziehung bedeutet daher gleichzeitig Menschenerziehung. Hier unterscheidet sich unsere Berufserziehung von der der Vergangenheit sehr wesentlich.

Mit der schon vor geraumer Zeit erfolgten Einführung des Lehrberufs „Matrose“ konnte natürlich auch nicht auf den Anhieb eine vollkommene und mustergültige Ausbildung erreicht werden. Es bedurfte einer gewissen Anlaufzeit, bis sich die richtige Berufsausbildung eingespielt hatte. Insbesondere ist es notwendig, daß sich die Ausbilder allmählich in den Berufsausbildungsplan einarbeiten und mit den vielen wesentlichen Einzelheiten der Ausbildung und Menschenführung vertraut machen.

Für die Ausbildung des Matrosen in der Seeschiffahrt ist eine Lehrzeit von 36 Monaten vorgesehen. Wohlgemerkt handelt es sich hier um den eigentlichen Matrosenberuf, nicht um die Schiffsoffizierlaufbahn, für die besondere Richtlinien bestehen. Das Arbeitsgebiet des Matrosen erstreckt sich mit wenigen Ausnahmen auf das ganze Schiff, und daher müssen alle Arbeiten ausgeführt werden, die für die Indienststellung und Fortbewegung, für die Beladung und Löschung, für die Sicherheit und Seetüchtigkeit wie für die Erhaltung und Sauberkeit des Schiffes notwendig sind.

Ueber die Erziehung des Lehrlings an Bord ist zu sagen, daß es sich um Jugendliche handelt, die gewöhnlich bereits eine Vorausbildung auf einer Schiffsjungenvorschule der Reichsverkehrsgruppe Seeschiffahrt erfahren haben. Die Jungen sind hier in den Grundbegriffen der Seemannschaft unterwiesen worden, im Boots- und Signaldienst unterrichtet und auch zur Sauberkeit und Ordnung sowie zum Gehorsam und anständigen Benehmen gegen Vorgesetzte und Kameraden angehalten worden. Auf dieser Grundlage baute sich nun die weitere Erziehung und Ausbildung an Bord auf.

Die Aufgaben, die an den Ausbilder und damit an den Jugenderzieher gestellt werden, sind bedeutend. Der Ausbilder muß sich eingehend mit den charakterlichen, geistigen und praktischen Veranlagungen des Jungen beschäftigen. Er soll den Lehrling sowohl zu einem tüchtigen Seemann wie auch zu einem anständigen und aufrechten deutschen Mann heranbilden. Aufgabe des Erziehers muß es sein, die Liebe des Jugendlichen zum Schiff und zur Seefahrt zu wecken und zu fördern und ihn immer wieder auf das Schöne und Männliche des Seemannsberufs hinzuweisen. Der Junge muß von Anfang an dahin erzogen werden, den Seemannsberuf nicht allein als Broterwerb anzusehen, sondern als eine Leistung zu erleben, der nur harte, aufrechte und kameradschaftlich eingestellte Jungen zu folgen vermögen. Jeder Junge muß stolz darauf sein, daß er berufen ist, die Flagge des Großdeutschen Reiches in aller Welt zu zeigen, und daß er daher dieser Flagge ganz besonders verpflichtet ist.

Die Grundlage der Disziplin an Bord und die Vorbedingungen zu einer wahren Bordgemeinschaft ist die Achtung gegenüber den Vorgesetzten und eine anständige Haltung im Verkehr mit diesen und auch mit den Kameraden. Hierzu wird der Lehrling planmäßig erzogen. Fühlt sich der Lehrling in kameradschaftlicher Treue mit der Bordgemeinschaft verbunden und ist er stolz auf „sein Schiff“ geworden, das ihm in kurzer Zeit Heimat und Arbeitsstätte wurde, dann ist die richtige Ausbildung und Erziehung gesichert. „Außenseiter“, die sich nicht in die Bordgemeinschaft einleben können, sind für den Beruf des Seemannes ungeeignet.

Ueber die berufliche Ausbildung an Bord wäre noch zu sagen, daß der Beruf des Seemannes nicht allein erlernt, sondern „erfahren“ werden muß. Oft genug wird es an Bord Situationen geben, in denen man keine fremde Hilfe in Anspruch nehmen kann und es lediglich auf den Geist, auf das seemännische Können und die Erfahrung ankommt, gefahrvolle Lagen zu meistern. Deshalb muß der Jugendliche planmäßig zum selbständigen Handeln herangebildet werden. Der Ausbildungsleiter muß aber stets darüber wachen, daß die Richtlinien des Jugendschutzgesetzes und der Unfallverhütungsvorschriften der Seeberufsgenossenschaft beachtet werden, und das um so mehr, weil der Jugendliche noch nicht allen Anforderungen des Borddienstes körperlich gewachsen sein kann.

Die Ausbildung unserer zukünftigen Matrosen soll noch vervollkommnet werden durch die Schaffung besonderer Seeberufsschulen. Am Ende der Lehrzeit steht die Prüfung zum Vollmatrosen. Außer den rein praktischen Prüfungsarbeiten, wie z. B. Spleißen und Knoten, Bedienen der Leinen, Luken und Winden, Boots-, Feuerlösch- und Signaldienst, erfolgt eine theoretische bzw. mündliche Prüfung. Von zukünftigen deutschen Matrosen werden auch Kenntnisse auf dem Gebiete der Reichskunde verlangt. Das ist schon deswegen erforderlich, weil jeder deutsche Seemann gewissermaßen ein Repräsentant unseres Großdeutschen Reiches im Auslande ist. Auch hat der Prüfling einige Aufgaben auf dem Gebiete des Fachrechnens zu lösen. Zur Unterstützung des Erlernens all dieser notwendigen Fachkenntnisse hat das Fachamt Energie — Verkehr — Verwaltung eine Reihe von wertvollen Arbeitsunterlagen und Lehrschriften im Lehrmittelverlag der Deutschen Arbeitsfront herausgegeben.

W. D.

Verschärfte Kontrolle des landwirtschaftlichen Grundstücksverkehrs

b Berlin, 1. Juli

In Kriegszeiten pflegt im privaten Sektor eine verstärkte Nachfrage nach landwirtschaftlichem Grund und Boden einzusetzen. Im Hinblick auf die Wahrung einer gesunden Bodenordnung und Besitzstruktur [illegible] vor allem darauf, daß die agrarpolitisch wertvollen Bewerber heute an der Front stehen, mußte hier mit einer verstärkten Steuerung eingegriffen werden. Ein Führererlaß vom Juli 1942 stellt daher auch fest, daß der Grundstücksverkehr für die Dauer des Krieges grundsätzlich unerwünscht ist.

Es hat sich jedoch erwiesen, daß auch dieser Erlaß das nach Anlagemöglichkeiten um jeden Preis suchende Kapital von dem landwirtschaftlichen Grundstücksverkehr — nämlich in kleinen und kleinsten Grundstücken — nicht fernzuhalten vermochte. Nunmehr hat der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft auf Grund der ihm im Führererlaß gegebenen Vollmachten eine neue Verordnung zur Einschränkung des Eigentumswechsels erlassen. Danach hat die untere Verwaltungsbehörde die Verträge des landwirtschaftlichen Grundstücksverkehrs daraufhin zu überprüfen, ob Beanstandungen im Hinblick auf den Führererlaß zu erheben sind. Gegebenenfalls versagt sie die Erteilung der erforderlichen Unbedenklichkeitsbescheinigung, wodurch das Rechtsgeschäft nichtig wird. In Fällen, in denen die unteren Verwaltungsbehörden die Unbedenklichkeitsbescheinigung wegen eines Verstoßes gegen den Führererlaß bereits versagt haben, hat es dabei auf Grund ausdrücklicher Vorschrift der Verordnung zu verbleiben.

Durch die neue Verordnung ist ein Nachlassen des Grundstücksverkehrs zu erhoffen. Eine völlige Drosselung ist selbstverständlich nicht geplant, werden doch immer wieder Fälle auftreten, in denen eine Ueberführung von landwirtschaftlichen Betrieben oder Gärtnereien in andere Hände notwendig ist, so bei Fragen der Erbauseinandersetzung, der Hofabgabe usw. Derartige Ausnahmen werden auch künftig nach erfolgter Prüfung zugelassen sein. Alle übrigen Grundstücksveräußerungen landwirtschaftlichen Charakters jedoch haben während des Krieges grundsätzlich zu unterbleiben, um die Stetigkeit der landwirtschaftlichen Produktion und Besitzverhältnisse zu gewährleisten.

WALTER VON MOLO (84)

FRIDERICUS

Der Roman des Triumphes

„Marsch, marsch, vorwärts, meine Burschen!“ feuerte Friedrich die vorüberrennenden Bataillone an, seine Hand zeigte. „Die vorne leiden! Hurtig, hurtig! Es wird so stark marschiert wie möglich!“

Eine Granate fiel zwischen den König und Moritz, der Prinz wollte sein Tier zurückreißen, Friedrich blickte ihn spöttisch an, da hielt der Dessauer unbeweglich. Die Granate drehte sich gleich einem Kreisel im Schnee. Mit großem Interesse schaute der König zu, sie explodierte und schleuderte nach allen Seiten ihre Splitter.

„Hübsch! Nicht?“ sagte er, fest blickte er den todbleichen Moritz an. — „Majestät“, schrie der, verzweifelt griff er dem Daun in den Zügel, „Ihr Pferd blutet! Es blutet!“ Aergerlich fragte Friedrich:

„Wer blutet?“

„Ihr Pferd ist verwundet!“

„Oppen! Die Artillerie soll jetzt mit Sechspfündern feuern!“

„Ihr Pferd hat einen Halsschuß!“ brüllte Anhalt-Dessau, „es verblutet, es wird gleich fallen!“

Friedrich stieg, den ordnenden Blick unentwegt im grau-schwarz-weiß qualmenden Dunkel des lärmenden Grausens, ab. Daun brach in die Kniee. „Wir flehen Eure Majestät an, sich nicht so auszusetzen!“ Ein Kammerhusar hielt Kaunitzens Bügel; Friedrich saß wieder im Sattel. „Kavallerie, Kavallerie!“ gellte ein Schrei: in die Flanke der Stürmenden brach aus dem Hinterhalt, hinter dem Ruinenberg vorkreisend, mit schmetternden Fanfaren, mit verhängten Zügeln, in höllischer Karriere ungarisches Husaren- und Dragonervolk: braun, rot, blau, weiß, Silbern blitzen die geschwungenen tödlichen Klingen.

„Kavallerie! Kavallerie!“

„Gott und Maria Theres!“

Wobersnow schoß vor den König, der Kopf seines Pferdes stand bereits rechts gewandt, zum Wald, wo der Pulverrauch schleppte, wo Puttkamer lauerte. „Es ist nicht mehr nötig“, sagte Friedrich und streckte sorgsam die Pistolen, die ihm Birch reichte, in die Sattelhalfter seines frischen Pferdes. „Puttkamer ist schon da.“

Preußische Dragoner stürmten aus dem Wald. Der Zusammenstoß überlärmte für einen Augenblick das Donnern der Geschütze, das furchtbare Knallen der Gewehre.

Reiterlose Pferde galoppierten am Rande der Schlacht, mit heraushängenden Därmen, mit geschleiften Reitern. Mildtätig quoll Rauch vor. „Geworfen!“

Furchtbar klang in den spärlichen Lücken des Gewehrkrachs das Eisengeräusch der Ladestöcke, die rastlos im rhythmischen Schwung des Drills in den heißen Läufen hantierten. „Kavallerie, Kavallerie!“ Wobersnow verschwand; österreichische Kürassiere, Reservedragoner und Husaren, übermächtig geballt, warfen sich zertrümmernd die dünnen Züge der zu hitzig verfolgenden Preußen. Der Feuerblitz der preußischen Pelotons kräuselte einwärts, die ersten Reihen schmissen sich trotzig auf die Knie nieder, um mit den Bajonetten zu widerstehen. Schnellfeuer heulte auf.

„Gaudi, meiner Schwester Dragoner, die Bayreuthdragoner vor!“ Sinnend blickte Friedrich zur Leiche Varennes nieder; als große Lache lag des Gefallenen Blut im Schnee. „Herr Zieten schläft!“ zürnte Moritz. Krampfhaft umklammerte er die Zügel, um sich davor zu bewahren, auf eigene Faust in den Feind zu fahren. Das preußische Infanteriefeuer drehte sich weiter, notgezwungen, immer mehr und mehr gegen die eindringende Kavallerie. Es kräuselte bedrohlich; der Angriff stockte. Die Kaiserlichen kamen aus ihren Schanzen vor.

„General Puttkamer fiel!“

„Vertreten Sie ihn, Gaudi.“ Friedrichs Augen leuchteten, er zog seinen Degen. „Die Bataillons von Meyrinck, Schwerin zu Fuß unter meinen Befehl!“ Trommelgerassel: „Haltet aus; haltet aus!“ Des Dessauers Schlachtlied erklang: „So le-ben wir, so le-ben wir, so leb'n wir al-le Ta-ge! . . .“

„Marschieret an!“ Den Degen gesenkt, im Schritt, Prittwitz wie angebunden neben sich, ritt Friedrich vor.

„Schonen Sie sich, Majestät!“

Kugelpfeifen, Blutgeruch wie Metall, Rauch. Ein Arm, eine gekrallte Hand; Stücke eines blutigen Kamisols. Gewehrdeckel. Leichen über Leichen. Die Leichen mehrten sich. Entsetzlich. Sorgfältig stieg Friedrichs Schlachtroß über das edle Fallobst. Fliehende im schleppenden Rauch?! . . . Sie setzten ohne Gewehre in hohen, gehetzten Sprüngen vorbei. „Arretiert!“ Die Bajonettphalanx hinter dem König trieb die Abgesprengten zurück; verzweifelt, pulvergeschwärzt, bei stieren Augen, die abgebissene Patrone im Mund, schrie einer: „Es geht nicht, Majestät, wir gehen alle zugrund!“ — „Willst du denn ewig leben?“ fragte Friedrich mißbilligend. „Nimm dein Gewehr! Da! Geh' mit!“ Ein Schwerblessierter stammelte, im Schnee hockend: „Was wird die Mutter vom Bartel sagen? Was wird die Mutter vom Bartel sagen?“ Der Bartel lag in Fetzen neben ihm. Gewehre als Krücken gebrauchend, humpelten viele Verwundete zurück.

Friedrich ritt in das Vollfeuer der kaiserlichen Batterien ein. Beine flogen, Arme, zerfetztes Fleisch. Feldzeichen; dicht vor dem König quoll die feindliche Kavallerie. Der geworfene Dragonerrest des gestauten Angriffsflügels schob sich, zu allem entschlossen, mit den Bayreuthern wieder durch die Lücken vor. „Schnellfeuer!“ Wie Fiedelbogen krümmten sich die Ladstöcke; trotzig, blutbedeckt zäh stand die preußische Infanterie; sie wich nicht. „Feuer! Feuer!“

Der Anprall der feindlichen Reitermassen wogte zurück. Unentwegt, neue Truppen hinter der dünnen Linie der heldenhaften Verteidigung nach vorne zerrend, kam der König im Schritt heran.

Triumphgeschrei.

„Sie reißen!“

Hunderte warf es hoch. Kartätschenlagen hinter Kartätschenlagen schlugen ein: die Gewehre und Bajonette splitterten. „Rückt vor! Rückt vor!“

„Ihr habt genug Ehre“, schrie aufbegehrend der Succurs, „lasset uns jetzt ran!“ — „Nein“, brüllten die Bernburger Musketiere. „Wir schaffens allein!“

Die preußische Artillerie schoß, daß die Rohre sprangen; sie unterlag, da sie allzu schwach war, im Artillerieduell: die Kaiserlichen sammelten sich zu neuem Stoß. „Krusemarck! Alle Regimenter hierher! Kinder, Kinder, laßt mich durch!“

Schon brauste die Mauer der österreichischen Kavallerie neu an. „Laßt mich durch!“ — „Erst wenn wir alle jemacht haben, Fritze!“ Vergeblich suchte er durch die sperrenden, feuernden Rotten der Seinen zu dringen. „Det jibt's nich. Daß De uns blessiert wirst. Bleib hinten!“ — „Laß mich durch!“ — „Daß De perdü wirst!“ — „Laßt doch die Reserven vor!“ — „Nee! Wir schaffen's alleene!“ Sie rauften sich um den Tod: Kesselpauken, Säbel, rot, schwarz-gelb, gold-blau-Madonnen auf Weiß. Sie bissen ineinander: in wilder Bewegung ragten Mützen, Köpfe, geschwungene Säbel und Gewehre aus dem Rauch. Friedrichs Pferd bäumte sich und stürzte. „Ich brauch' ein Pferd! . . .“ Sie rissen ihn aus den Bügeln, sie stemmten den toten Kaunitz hoch. Mit flacher Klinge drosch Prittwitz in seine Husaren, die in den Feind einhauen wollten. „Was habt ihr Zieten geschworen?!“ Der König, noch halb am Boden, sah, daß die feindliche Reiterei am ersten Glied seiner Truppen mörderisch würgte; mit einem Ruck saß er im Sattel. Ein Prall, dessen Wirkung bis zu ihm hin drang, ein Gegenstoß, daß sich die bäumenden, stürzenden Haufen höher wölbten; die kaiserliche Reiterei floh, wild verfolgt von den wütenden preußischen Bajonettrotten.

„Reserven heran!“

Junge Offiziere sprangen mit langen Sätzen vor, beide Arme erhoben: „Nach!“ Klaffend saß dem einen ein Hieb quer über dem sieggläzenden Antlitz. Das zweite Glied folgte. Dem dritten sperrte der König, sein Pferd zügelnd, den Weg.

„Schwenkt links! Geht nun wieder die Verschanzungen an! Es wird jetzt dem Braunschweig geholfen!“ Trommelgepolter; die Reserven wendeten sich gegen den Berg. „Oppen! Hol' Er mir weitere Reserven heran.“

„Majestät“, schrie Anhalt-Dessau, „krieg' ich denn heute gar nichts zu tun? Bin ich ein Hochreiter!? . . .“

„Da!“ Friedrich warf einem bärtigen Grenadier, dem Blut von der Schulter tropfte, sein Taschentuch zu. Der Grenadier riß das Gewehr eines Gefallenen an sich und lief wieder in den Feind. Sie drangen, der König im ersten Glied, neu gegen den Ruinenberg an. Es ging schwer. „Kinder, Kinder, haltet aus!“ rief er seinen Scharen zu, die furchtbar im Kugelhagel litten, „wir müssen die Schanze nehmen, oder alles ist verloren! Vorwärts! Gebt mir die Fahne von Bernburg! Entrollt sie!“

Wildauf flatterte der befreite Brandenburger Aar des entehrten Regimentes, in die weiße Seide gebannt, in des Königs Hand. Sie schrieen auf, jubelten, der Brandenburger Aar hackte zu. Die aufsteigenden Seelen der unter ihm Fallenden wehten das entrollte Fahnentuch hin und her.

Zurückgeworfene brandeten neuerlich an; das Bollwerk zerstieß jeden Angriff; die Bernburger rangen wie Verzweifelte, aber vergeblich.

„Der Berg ist uneinnehmbar!“ zeterte einer. Sie schlugen ihn nieder; ein schwerverwundeter Offizier ritt zurück, hinter ihm im Sattel, aufrecht haltend, sein Bursche. „Wir haben wenig Artillerie, Majestät.“ Ranzen und Feldgepäck flogen: „Rette sich, wer kann!“ Friedrichs Pferd stand quer. „Es wird nicht retiriert!“ schrie er, „Helden von Bernburg, schießt die Feiglinge vor die Köpfe!“

Es geschah.

Ein Leutnant erschien, wie entgeistert, mit drei Fahnen im Arm. „Wo ist Seine Kompagnie?“

„Gefallen.“

„Geb' Er die Fahnen an Unteroffiziers!“

„Es ist keiner mehr da.“

„Geb' Er sie Gemeinen! Cäsars folgt mir!“ Uebermächtig wurde der Anprall der Zurückflutenden. Ein Bataillon floh.

„Wir rutschen im Eis!“

Verbissen und schadenfroh ritt der Anhalt-Dessau im Wirrwarr neben dem König. „Es ist wie bei Kolin!“

Hochs aus österreichischen Kehlen jubelten nah.

„Der Braunschweig ist schädlich blessiert!“

„Steht!! Das Blatt muß sich wenden!“ Friedrichs Arm mit dem Degen kreiste fragend über den Häuptern der Seinen: „Wer fliegt mit mir und mit Bernburg?“

„Vivat Fridericus!“ brüllten sie und standen wie eine Mauer. „Führe uns, Vater!“ Im Geschwindschritt drangen frische Bataillone vor. „Vivat Fridericus!“ Hin und her, her und hin ging das Gemetzel.

„Dort tragen sie den Braunschweig!“

„Dorthin!“ Herrschsüchtig und befehlend hob Friedrichs Degen in die düstere Rauchwolke, die sich schwerfällig rollend über der Schanze vor ihm hob, als griffe Angst nach ihr. „Dorthin!“

Zertrümmerte Blechhauben, zerfetzte Hüte, Gewehre und Kartuschen. Leichen über Leichen. Eine Flattermine krachte auf. Rot blitzten, nahe, die kaiserlichen Geschütze ihren erneuten Sang. „Bajonett, Bajonett! Mir nach!“

Mit Zaubergewalt, jäh im Galopp vorsprengend, riß Friedrich seine Infanterie auf die Bärenmützen heran. Hauend, stechend, schießend. Die rauhen Kehlen sangen: „Der Fritze, der Fritze geht immer voran!“ Jubelnd schloß der Refrain: „Wer kann uns da an?“

Die Kaiserlichen wichen aus der Verschanzung zurück.

(Fortsetzung folgt)

Westdeutscher Beobachter

Euskirchen

Amtliches Organ der NSDAP. und sämtlicher Behörden
Ausgabe Euskirchener Zeitung

Verlag und Hauptschriftleitung: Westdeutscher Beobachter GmbH, Köln, Dom-Kaiser-Str. 30; Sammelruf 10031; Zweigstelle Euskirchen: Wilhelmstraße 21, Fernruf 2070. Postscheckkonto: Köln 55580. Bezugspreis monatlich 2.— RM frei Haus (einschl. 0,37 RM Bestellgeld); bei Postbezug 2.— RM einschl. 18 Rpf. Postzeitungsgebühren, zuzüglich 0,36 RM Zeitungszustellgebühr, bei sechsmaliger wöchentlicher Zustellung. Anzeigenpreise laut ausliegender Preisliste. Ersatzansprüche bei Störungen infolge höherer Gewalt ausgeschlossen. Erfüllungsort: Köln.

Nr. 176 / Jahrgang 19 — Freitag, 2. Juli 1943 — Preis 10 Pf.

Ruinen klagen an

Die europäische Entrüstung über den Mord und die Kulturschande der Luftgangster

(Drahtbericht unserer römischen Vertretung)

W. L. Rom, 2. Juli

Der neue Terrorangriff britischer Flieger auf die Wohnviertel der Stadt Köln und die schweren Zerstörungen, die Verluste und Leiden der Bevölkerung beschäftigen immer noch die italienische Oeffentlichkeit in starkem Maße, und die Nachricht von dem Attentat auf den Kölner Dom wird als endgültiger Beweis des vorsätzlichen Willens der Plutokraten, Kirchen und erhabene Kulturdenkmäler zu zerstören, empfunden. Das italienische Volk, das auf Grund derselben Zerstörungswut der Briten und Amerikaner so viele und unersetzliche Kulturdenkmäler verlor, teilt den Abscheu und den Zorn, die in Deutschland gegen diese Freveltat herrschen, auf das lebhafteste. In Rom wird dazu ausgeführt, daß die britischen Mordflieger bzw. ihre vorgesetzten Kommandostellen wissen mußten, daß der Kölner Dom nicht nur eine Art Nationalheiligtum Deutschlands darstellt, sondern zu den bekanntesten Kulturmonumenten der abendländischen Welt überhaupt gehört.

Man nimmt als feststehend an, daß das Attentat vorsätzlich begangen bzw. direkt befohlen wurde. Eine derartige Kirchen- und Kulturschändung beweist dem römischen Urteil zufolge, daß die Plutokraten an Barbarei ihrem bolschewistischen Bundesgenossen um nichts nachstehen, so daß sie mit dem schrankenlosen Haß aller derer rechnen müssen, die sich zu Europa, seiner Kultur und seinem Eigenleben bekennen.

Dieser italienische Gedankengang findet seinen Niederschlag auch in der römischen Presse, die mit aufrichtigem Bedauern die Nachricht mit Einzelheiten von den Zerstörungen am Kölner Dom bringt und darauf verweist, daß Deutschland und Italien von dem gleichen Zorn erfüllt sind, wenn am selben Tag des Angriffes gegen Köln die amerikanischen Flieger ihre Vernichtungswut an der Kathedrale und den Kirchen des hart betroffenen Livorno ausließen. Die römischen Zeitungen stellen fest, daß der Kölner Dom als die gefeiertste architektonische Schöpfung Deutschlands galt. „Die feindliche Luftwaffe — so äußert sich „Lavoro Fascista“ — hat mit dem Ueberfall auf den Dom von Köln der Welt nun endgültig bewiesen, daß sie die Absicht hat, die Zivilbevölkerung zu terrorisieren und die großartigen Denkmäler der europäischen Kultur zu vernichten. Die von der britisch-amerikanischen Luftwaffe zerstörten Kirchen von Köln, Berlin, Lübeck, Rostock und anderen Städten stellen mit ihren Ruinen eine feierliche Anklage vor Gott und der Welt gegen die Heiligtumsschänder dar.“

Barbarische Kulturschande

A. L. Paris, 2. Juli

Der schwere Terrorangriff auf Köln und die Beschädigung des Domes wird in der hiesigen Oeffentlichkeit noch immer mit Bedauern und Entrüstung erörtert. Man bezeichnet das englische Verbrechen allgemein als barbarische Kulturschande. „Bei dem Versuch, das Verbrechen von Köln zu erklären, stellen die Engländer ihre eigene Anklagerede auf,“ schreibt „Paris Midi“ und betont, die letzten Illusionen über Englands Kulturgewissen seien nun in Europa verschwunden.

Die Zeitung „Aujourd'hui“ schreibt: „Unter den „militärischen“ Zielen, die von den Briten und Amerikanern getroffen wurden, befinden sich die schönsten Dome Deutschlands, 133 Kirchen und viele unersetzliche Kunstschätze.“ Die Pariser Zeitung setzt sich mit den verlogenen britischen Ausflüchten auseinander und fährt dann fort: „Dieser neue Angriff läßt Europa aufhorchen. Er ist die sinnfälligste Illustrierung dessen, was der Reichspressechef auf dem Wiener Journalistenkongreß über europäische Kultur und englische Kulturfeindlichkeit diesem Europa gegenüber gesagt hat. Denn der Kölner Dom ist, so urdeutsch er auch nach Entstehung und Formgebung ist, eine der größten Kostbarkeiten des ganzen Abendlandes. Deshalb ist auch das Echo dieses neuen englischen Ueberfalls in ganz Europa so stark, wie Berichte aus allen Ländern, insbesondere auch aus Schweden zeigen. Denn nach diesem Vorgang gewinnen alle früheren ähnlichen Schändungen deutscher Kulturstätten rückwirkend erhöhtes Gewicht, weil auch sie damit für jeden sichtbar zum Zeugen der allgemeinen verbrecherischen Absicht werden.“

„Paris Soir“ überschreibt seinen Leitaufsatz „Die Schänder der Kathedralen“. Nach einer ausführlichen Schilderung der architektonischen Schönheiten des Kölner Domes, dieses Wunderwerks der Gotik, fährt das Blatt fort: In den erschütternden Schrei aller jener, die leiden, der Frauen und Kinder, der unschuldigen Opfer, mischt sich der Ruf der alten und ehrwürdigen Steine. Blinder und dumpfer Haß hat diese Untat vollbracht. Aber schreien nicht alle diese vereinigten Stimmen nach Rache?“

Der Eindruck in den Niederlanden

V. M. Den Haag, 2. Juli

Die Nachricht von dem Terrorangriff auf Köln, bei dem auch das weltberühmte Bauwerk des Kölner Domes schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde, hat in den Niederlanden tiefen Eindruck hervorgerufen. Die Blätter veröffentlichen die Meldungen von dem allen Regeln der Menschlichkeit und den Gesetzen des Völkerrechtes hohnsprechenden Angriff in großer Aufmachung und bringen dazu Bilder des Domes, der für die Niederländer wie kaum ein anderes Bauwerk des Kontinents Sinnbild europäischer Kultur bedeutet. „Auch in unserem Land“, so schreibt „Vaderland“, werden zweifellos mit großer Entrüstung die Berichte über die schweren Schäden am Kölner Dom vernommen. Die Tatsache, daß dieses berühmte Kulturwerk nicht von den Schrecken des Krieges verschont blieb, verstärkt den Abscheu gegen eine Methode der Kriegführung, die die teuflische Kraft der Bomben nicht auf militärische oder kriegswichtige Ziele lenkt. Der Angriff auf den Dom, der Deutschlands Rüstungswirtschaft nicht im mindesten betraf, wird auch durch jeden redlich denkenden Menschen verurteilt werden und Entrüstung wecken.“ Das Blatt erinnert daran, daß viele Niederländer, die früher eine Reise ins Rheinland unternahmen, diese gewöhnlich in Köln begannen und bei dieser Gelegenheit den Dom besichtigten. „Wenn man jetzt daran denkt, daß dieses Gotteshaus geschändet worden ist, wird man traurig gestimmt, und vor allem die zahlreichen Niederländer, die dieses ehrwürdige Monument besichtigten, werden sich von dem Urteil nicht ausschließen, daß mit der Beschädigung des Kölner Domes dem europäischen Kulturbesitz ein schwerer Verlust zugefügt worden ist.“

Auch der „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ verweist darauf, daß jeder, der Deutschland besucht habe, dem Kölner Dom als einem der heiligsten Symbole der Deutschen einen Besuch abgestattet hätte. „Tausende Engländer“, so schreibt das Blatt unter anderem, „kennen dieses Gotteshaus, und sie bewunderten die Monumentalität dieses Bauwerkes und den Geist, der dieses Kunstwerk schuf. Jetzt haben die Engländer auch nach diesem Heiligtum gegriffen. Die teilweise Zerstörung des Kölner Domes bildet den letzten Beweis dafür, daß die Anglo-Amerikaner alle bisher geltenden Gesetze des Krieges beiseiteschieben, damit sie Frauen, Kinder und Greise und ihre Wohnstätten vernichten können. Die Ruinen der Gotteshäuser klagen die englischen und amerikanischen Terroristen vor Gott und der Welt an.“

Entrüstung in der Slowakei

K. H. Preßburg, 2. Juli

Die slowakische Presse hat den letzten schweren Terrorangriff der britischen Luftwaffenverbände auf Köln mit größter Entrüstung beantwortet. In der Beschädigung des Kölner Doms sehen die slowakischen Zeitungen den letzten Beweis dessen, daß von dem gemeinsamen Feind Europas nun die letzten Hemmungen gefallen sind. Der „Slovak“ schreibt u. a.: „Dieses brutale Verbrechen der Angelsachsen hat auch auf uns Slowaken einen tiefen Eindruck gemacht; denn vielen von uns war es früher gegeben, sich in Ehrfurcht vor diesem großartigen Baudenkmal und dem Geiste zu verneigen, der dieses kostbare künstlerische Werk geschaffen hat. Die Beschädigung des Kölner Doms ist der neueste Beweis dessen, daß die Briten und Amerikaner alle bisherigen Gesetze des Krieges zur Seite werfen. Die unbestreitbaren Beweise ihrer Handlungs- und Denkungsart in Form von Kirchenruinen, zerstörten kulturellen Denkmälern, Krankenhäusern und anderen unersetzbaren Werten klagen die englischen und amerikanischen Terroristen vor Gott und der Welt an.“

Appell an das Gewissen der Menschheit

ep. Zürich, 2. Juli

Das „Aargauer Volksblatt“ bezeichnet die Nachricht von der Bombardierung des Kölner Doms als die erschütterndste des ganzen Krieges. Wörtlich sagt das Blatt: „Der Kölner Dom gehört zu den größten Baudenkmälern der Welt. Millionen Menschen reisten nur nach Köln, um dieses Wunder der Gotik zu schauen. Den Kölner Dom gibt es nur einmal. Dieser Krieg ist nun mit seiner Zerstörung und Vernichtung in die innersten geistigen Bezirke der Menschheit eingedrungen, man muß sagen der Menschheit; denn dieser Dom gehört nicht nur den Deutschen, sondern der ganzen Welt. Mit banger Sorge fragt man sich, ob in den nächsten Wochen die ehrwürdigen und alten Kirchen Roms in Schutt und Asche sinken werden. Möge das Gewissen der Menschheit alle wachrütteln, damit sich nicht noch größere Einbrüche in die Kultur ereignen“.

Auch Kathedrale von Syrakus bombardiert

Rom, 2. Juli

Die Kathedrale von Syrakus wurde, wie „L'Avenir“ meldet, von britisch-amerikanischen Flugzeugen aus geringer Höhe bombardiert und schwer beschädigt.

Die auf der Insel Ortygia, einem Stadtteil von Syrakus, gelegene Kathedrale stammt aus dem Altertum. Sie war ursprünglich ein dorischer Tempel, von dem schon Cicero berichtet. Im Jahre 640 wurde der Tempel der Kirche übergeben.

Aus Zuschriften an die englische Presse

Unzufriedenheit mit der militärischen Entwicklung – „Der Krieg dauert zu lange“

(Drahtbericht unseres eigenen Vertreters)

H. K. Stockholm, 2. Juli

Zum Halbjahresabschluß sind die großen Londoner Tageszeitungen mit Zuschriften ihrer Leser überschwemmt worden, in denen die wachsende Ungeduld der Briten mit der Entwicklung der militärischen Ereignisse zum Ausdruck kommt. Die meisten der Leser beklagen sich darüber, daß keine der großen Hoffnungen, die man den Briten zu Beginn des Jahres gemacht habe, in Erfüllung gegangen sei. Die so verheißungsvoll begonnene sowjetische Offensive sei schon nach wenigen Wochen steckengeblieben, und nichts deute darauf hin, daß die Sowjets imstande seien, im Laufe des Sommers neue große Anstrengungen zu machen. Aber auch im Westen habe die militärische Entwicklung enttäuscht. In einer der Zuschriften heißt es: „Ich und meine Freunde hätten erwartet, daß die Welt am 30. Juni anders aussehen würde, als sie in Wirklichkeit aussieht.“ In einer anderen Zuschrift wird zum Ausdruck gebracht, daß die Engländer nach fast vier Jahren Krieg wohl Anspruch darauf hätten zu wissen, wann es in der Welt wieder Frieden geben werde.

Alle diese Zuschriften bestätigen die These, daß die Zeit diesmal nicht für die Briten und Amerikaner arbeitet.

Der Londoner „Economist“ befaßt sich mit der Lage in Ostasien und im Pazifik; er erkennt, daß der Stillstand der militärischen Operationen es Japan ermöglichte, einen Plan auf lange Sicht auszuarbeiten, um sein neu gewonnenes Imperium im Süden ganz in den Dienst des Krieges zu stellen. Tatsache sei, daß sich die Alliierten in diesem Teil der Welt in einer sehr unangenehmen Lage befänden. Die Stärke der Japaner liege vor allem auch in der Vollkommenheit, mit der alle japanischen ökonomischen Bedürfnisse jetzt befriedigt werden könnten. Abgesehen von Wolle und Kupfer litten die Japaner keine Not mehr an kriegswichtigen Rohstoffen. An einzelnen Produkten, wie Zucker, Reis und Gummi hätten sie sogar Ueberfluß. Wenn die Japaner die gewonnenen Gebiete noch besser ausbeuteten als bisher — und alle Anzeichen sprächen dafür — so würde sich das japanische Imperium allmählich zum reichsten der Welt entwickeln.

Auch die Verteidigungsstellung Japans, so fährt der „Economist“ fort, sei im großen und ganzen zufriedenstellend. „Indem die Japaner den Feind überall an der Peripherie ihres riesenhaften Gebietes halten, tragen sie dafür Sorge, daß jeder Gegenangriff zu Lande von vornherein entmutigend und schwierig wird. Mit einem Wort: den Japanern ist es gelungen, sich große Bewegungsfreiheit zu verschaffen, und sie haben ihre militärischen Vorposten in Gegenden verschieben können, die dem Feinde ein sehr begrenztes Feld übriglassen, in dem er selbständig operieren kann.“ Auch die Schwierigkeiten, denen General Tschiangkaitschek ins Auge blicken müßte, seien enorm.

Neue britische Zensurmaßnahmen

W. J. Bern, 2. Juli

Daß die englische Zensur als eine der schärfsten der Welt zu gelten hat, ist bekannt. Sie unterwirft nicht nur alle ins Ausland gehenden Meldungen einer strengen Kontrolle, sondern läßt auch lediglich einen gewissen Teil von Zeitungen und Zeitschriften, die besonders ausgewählt sind, aus dem Inselreich heraus, womit sie gleich hinter der Roosevelt-Zensur folgt, die die Ausfuhr von Zeitungen und Zeitschriften überhaupt verbietet. Weniger bekannt ist jedoch, daß sich die Zensurmaßnahmen Churchills, die zum Teil seinem früheren Privatsekretär Brendan Bracken unterstehen, auch auf den englischen Inlandsverkehr erstrecken. Nach Meldungen amerikanischer Berichterstatter aus London wird diese englische Inlandszensur zurzeit aber noch erheblich verschärft. So hat die Abteilung für Inlandszensur in London einen neuen Plan ausgearbeitet, demzufolge in Zukunft Briefe auch in jenen Gebieten Englands, in denen bisher noch keine Zensur tätig gewesen sei, in Zukunft ebenfalls geöffnet und examiniert werden sollen. Diese Inlandszensur werde vorläufig im Londoner Zensurbüro durchgeführt, und das erste Bündel englischer Inlandsbriefe sei bereits eingeliefert worden. Die Briefe seien aufs Geratewohl eingesammelt worden, ganz ohne besondere Berücksichtigung ihres Aufgabe- oder Bestimmungsortes in England, wobei es sich um das „Ausprobieren eines neuen Planes“ handle. Eine Reihe dieser Briefe, deren Inhalt also in Zukunft der Zensur untersteht, würden zum Zwecke einer eingehenden Untersuchung zurückbehalten.

Obwohl man sich an zuständiger Stelle in London beeilte, das Bekanntwerden dieser drastischen Maßnahmen mit dem Hinweis zu verbrämen, daß sie „eigentlich niemanden überraschen könne“, ist das Unbehagen der englischen Oeffentlichkeit über die amerikanische Indiskretion allgemein.

Kämpfe auf der Insel Rendova

Schwere feindliche Schiffsverluste bei Landungsunternehmungen

Tokio, 2. Juli

Das Kaiserliche Hauptquartier gab am 1. Juli bekannt:

„Im Verlauf von Kämpfen, die noch immer im Raum der Rendova-Inseln und der Neu-Georgia-Insel im Gange sind, haben japanische Marinekriegsflieger bis jetzt versenkt oder schwer beschädigt: sechs feindliche Transportschiffe, drei Kreuzer, einen Zerstörer. Außerdem wurden 31 Flugzeuge abgeschossen. Die Luftwaffe wird im engsten Zusammenwirken mit den Heeresverbänden eingesetzt. Ihre Angriffe gegen eine nicht näher ermittelte feindliche Streitmacht, die gelandet ist, sind im Gange. Die Inseln Neu-Georgia und Rendova liegen nordwestlich von Guadalcanar. Neu-Georgia ist 2000 Quadratkilometer groß, Rendova wesentlich kleiner.“

Ueber die Kämpfe, die seit der Landung auf der Insel Rendova dort im Gange sind, liegen hier noch keine weiteren Meldungen vor. Wie es in einem Frontbericht von „Tokio Asahi Schimbun“ heißt, setzte der Gegner für diese Landungs-Operationen nicht nur zahlreiche Transportschiffe; Kreuzer und Zerstörer ein, die am Mittwochmorgen in den Gewässern der Insel Rendova erschienen, sondern benutzte gleichzeitig über 100 große Landungsboote.

Durch die Luftaufklärung erhielten die Japaner rechtzeitig Kenntnis von diesen Landungsabsichten und griffen sofort mit Bomben- und Torpedoflugzeugen die feindlichen Schiffseinheiten an. Dieser Angriff wurde mehrere Male mit größeren Formationen wiederholt. Dabei kam es zu heftigen Luftkämpfen, da der Gegner seine Konvois durch starke Jagdformationen geschützt hatte.

Die Insel Rendova ist in der Richtung von Osten nach Westen etwa 20 Kilometer und von Süden nach Norden rund 40 Kilometer lang. An der Nordwestküste der Insel liegt der kleine Hafen, der ebenfalls den Namen Rendova trägt. In der Mitte der Insel erhebt sich ein Gebirge, das bis zu einer Höhe von 2000 Meter ansteigt.

Ein vom Kaiserlichen Hauptquartier am Donnerstagnachmittag herausgegebener Bericht besagt, daß die japanischen Marine- und Landeinheiten im Gebiet der Salomonen in engster Zusammenarbeit ihre Angriffe gegen die feindlichen Einheiten fortsetzen, denen es gelang, am 20. Juni eine Landung auf der Rendova-Insel der Neugeorgien-Gruppe auf den Salomonen durchzuführen.

Der Bericht lautet: In den frühen Morgenstunden des 30. Juni führte eine feindliche Einheit eine Landung auf der Insel Rendova durch. Danach stellten unsere Aufklärer in der Nähe der Insel ein starkes feindliches Geschwader fest, das aus Kreuzern, Transportern und anderen Fahrzeugen bestand.

Flugzeuge der Kaiserlichen Marine führten mehrere Angriffe gegen dieses feindliche Geschwader durch und haben bisher sechs Transporter, drei Kreuzer und einen Zerstörer versenkt, außerdem mindestens 31 Flugzeuge abgeschossen.

Einheiten der Kaiserlichen Marine und der Armee setzen diese Offensivoperationen in engster Zusammenarbeit fort.

„Grundsätzliche Erklärung zur USA-Kriegspolitik“

Phrasen und alttestamentarischer Haß gegen die Achsenmächte

(Drahtbericht unseres eigenen Vertreters)

W. J. Bern, 2. Juli

Hinsichtlich der Arbeitskonflikte in den USA sind von keiner Seite so häufig und so grundsätzliche Bedenken über den Durchhaltewillen des amerikanischen Volkes geäußert worden wie gerade in England. Eine Reihe dieser — wie man hinzufügen muß, zum Teil völlig übertriebenen — englischen Bedenken sind in der Presse der USA teils ohne weiteres zurückgewiesen, teils zum Gegenstand höchst ärgerlicher Untersuchungen gemacht worden. Immerhin fand sich aber der Vertreter des englischen Telegrafenbüros in Washington veranlaßt, den dortigen „zuständigen Stellen“ den gesamten Fragebereich vorzutragen und dazu um eine ausdrückliche Stellungnahme zu bitten, wobei der Gedanke naheliegt, daß die Bedenken in England trotz aller gelegentlichen Uebertreibungen doch so weit gehen, daß die Anregung zu diesem Schritt aus London selbst gekommen sein dürfte.

Unter solchen Voraussetzungen ist das englische Telegrafenbüro heute in der Lage, eine, wie es heißt, „grundsätzliche Erklärung zur Kriegspolitik der USA“ zu verbreiten, worin es wörtlich heißt: „Von zuständiger Stelle im Weißen Haus wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß innerpolitische Komplikationen, wie sie sich zum Beispiel im Anschluß an die Kongreßabstimmung zum Roosevelt-Veto ergaben, absolut nichts zu tun haben mit der Entschlossenheit der USA, den Krieg auch weiterhin mit Energie zu führen und die Kriegsindustrie zu steigern.“

Soweit die grundsätzliche Erklärung des Weißen Hauses, von wo niemand auf der Welt etwas anderes erwartete. Im Anschluß daran folgen dann einige der sattsam bekannten blutrünstigen Phrasen, die nach alttestamentarischer Weise auf nicht mehr und nicht weniger als die Ausrottung des deutschen Volkes hinauslaufen.

Englands falscher Weg

Dr. E. Berlin, 2. Juli

Churchills Reden gelegentlich durchzulesen, kann nützlich sein. Nicht, als ob man sie wörtlich zu nehmen hätte, im Gegenteil. Sondern der Deutsche, der leicht die englische Denkart vergißt, aber doch in irgendeiner Form den Engländern gegenüber seine Meinung zu äußern hat, kann unendlich viel lernen, wenn er die Reden englischer führender Männer mit den Taten dieses Volkes vergleicht. Im Frieden hatte man Gelegenheit, die Atmosphäre Londons oder der Landsitze auf sich wirken zu lassen, und konnte daraus seine Folgerungen ziehen, je nach der Klarheit des eigenen Blicks. Jetzt sind wir auf die Worte angewiesen, die gesprochen werden oder einst gesprochen wurden. So also auch die Worte Churchills.

Wir meinen nichts Bestimmtes, sondern eine der vielen Gelegenheiten, die uns im Laufe dieses Krieges geboten wurden. Wir haben uns häufig damit befaßt, keineswegs immer, denn selten fanden wir Neues darin. Immer prahlte er, immer mischte er Pessimismus hinein, immer prophezeite er und stets zweideutig, immer gab es Stiche gegen die Verbündeten, immer unflätige Beschimpfungen gegen die Achsenmächte, immer viel Dichtung und wenig Wahrheit. Gehorsam sprach immer die Presse am Tage darauf von einem Ereignis, dann kam Kritik, dann war der Fall erledigt. Der Durchschnitt aus allen diesen Aeußerungen änderte sich ebenso niemals: der Unterton des Gefühls der Unbehaglichkeit hinderte diesen gewissenlosen Kriegsverbrecher trotz seiner Skrupellosigkeit immer daran, bei seinem Volk optimistisch zu wirken. Das nahmen sie ihm übel.

Churchill ist ein alter Abenteurer mit vollendetem Zynismus. Ein Mann, der Blut sehen will und sich nicht scheute, den größten aller Kriege der Weltgeschichte heraufzubeschwören. Ein Mann, der sich nicht gescheut hat, von einem reizenden Krieg zu sprechen, und der seinen eigenen Landsleuten gegenüber ein anderes mal gesagt hat, der Anblick zerstörter Häuser habe erfrischend auf ihn gewirkt. Seines Geistes ist die englische Presse, die tunlichst keinen Tag vorübergehen läßt, ohne Aufnahmen von Zerstörungen deutscher Wohnviertel zu bringen. Ein unheimlicher Sadismus spricht aus dieser Praxis. Kalt und unbarmherzig lauten die Erklärungen zu diesen Bildern, fast geschäftsmäßig wird da verzeichnet, wie weit nach Ansicht der englischen Fachleute das Vernichtungswerk der Terrorflieger vorgeschritten ist. Es ist eine andere Frage, ob das alles stimmt, was behauptet wird, aber das mag uns auch gleichgültig sein. Was wir in diesen Zeitungen sehen, jedesmal wenn wir sie aufschlagen, was wir empfinden, wenn wir sie lesen, ist die Lust an der Zerstörung, die Freude an der Barbarei.

War England das immer? Wir blättern in der Geschichte Irlands, wir lesen von Mord und Brand, von Vergewaltigung und Raub, von gewaltsamen Evakuierungen, von Auswanderung eines Volkes, von Vernichtung kultureller Werte. Wir wandern durch die Jahrhunderte, seit der ersten Fühlung Englands mit Indien. Wieder erfahren wir von Erpressungen und Vertragsbrüchen, von Hinrichtungen und vielen Grausamkeiten, von Tyrannei und Knebelungen, von Freiheitsberaubung, von heuchlerischen Versprechungen. Wir wenden uns nach Südafrika und stoßen abermals auf Vertragsbruch, auf Schikanen, auf Bedrängnis friedlicher Menschen, denen es gut ging, bis zur Vertreibung, zur Hinausekelung, auf Krieg und Konzentrationslager mit ihren unmenschlichen Grausamkeiten gegen Frauen und Kinder. Immer war es der Trieb nach den Schätzen der Länder, in die England eindrang, immer die Gier, die schrankenlose Herrschaftslust, nach Besitz, ohne Rücksicht auf die Menschen, auf das Recht. Die Moral diente als Mantel und hatte die Umwelt zu täuschen.

Der Krieg Churchills gegen die deutsche Zivilbevölkerung und die deutsche Kultur trägt haargenau die Züge englischer Handlungsart der vergangenen Zeit. Es will vernichten, es will quälen. Churchill hat sich nicht zufällig seine Sporen im Burenkrieg verdient, und es ist auch kein Zufall, daß er noch heute stolz darauf ist. Er hat sich nicht geändert, ebenso wenig wie seine Clique, wie die wenigen Besitzenden des Empire, die diesen Krieg wünschten, um für sich zu erhalten, was ihnen das Leben lebenswert macht, ihren Besitz. Ahnen sie, daß sie dieses Ziel nie mehr erreichen? Denken sie daran, was ihnen bevorsteht? Drüben legt der amerikanische Bundesgenosse die Hand auf ihr Eigentum, auf dieser Seite des Ozeans schickt sich der angegriffene Gegner an, zurückzuschlagen. Jede Betrachtung einer Rede

Stadtarchiv Euskirchen